

Der Erzengel Gabriel übermittle Mohammed die göttliche Offenbarung. Weil die bildliche Darstellung vielen Muslimen als anstößig gilt, fehlen die Gesichtskonturen des Propheten. Ihm gegenüber steht Mose. Aus einer türkischen Handschrift vom Ende des 16. Jahrhunderts

KAPITEL I

GEBURT DES ISLAM

# Wer war Mohammed?

*Das Leben des Propheten ist von unzähligen Legenden umrankt. Dennoch gibt es manche historische Fakten über den Mann aus Mekka, seine Herkunft, sein Leben und seine Mission. Der Rest ist Glaube.*

Von ERICH FOLLATH





بِحَبْلِ الْمَوْتِ  
مَنْعِي حَيْدٍ عَلَى الْمَسْلُومِ  
حَبِيبِ مَنْ سَبَّكَ قَاتِلِي  
كَلْبِي

عَلَى الْمَسْجِدِ  
الْمَدِينِيِّ

سُوَيْدِي

عَلَى الْمَسْجِدِ  
الْمَدِينِيِّ

**D**en Wettbewerb um den größten spirituellen Führer aller Zeiten hat er gewonnen – zu diesem Schluss kam jedenfalls der amerikanische Psychoanalytiker Jules Masserman von der Universität Chicago. Der Wissenschaftler nannte im US-Nachrichtenmagazin „Time“ drei Kriterien für seine Wahl: Der Kandidat musste für das Wohlbefinden seiner Anhänger gesorgt, eine soziale Organisation gegründet und ein komplettes Glaubensgebäude entworfen haben: „Mohammed erfüllte diese Bedingungen.“

Kaum jemand hat in so wenigen Jahren so viel bewegt wie der Kaufmann aus Mekka, alles Bestehende herausgefordert, alles umgewälzt. Und keiner hatte in Europa jahrhundertlang so konstant eine so schlechte Presse.

Seine Feinde nannten ihn einen „Betrüger“, sogar den „Antichrist“. Dante (1265 bis 1321) beschreibt ihn in seiner „Göttlichen Komödie“ beim Gang durch die Hölle genüsslich mit aufgeschlitztem Bauch. Voltaire degradiert ihn im Jahr 1741 in seinem Theaterstück „Der Fanatismus oder Mohammed, der Prophet“ zum „Mörder und Wollüstling“. Für den Schriftstellerkollegen Diderot ist er 1775 „der größte Feind der gesunden Vernunft“, dem Theologen Karl Barth ist sein Gott noch 1938 nichts anderes als „ein Götze wie andere Götzen“.

Selbst in der Trivialliteratur werden der Prophet und seine Verkündigung niedergemacht. Karl May schuf Hadschi Haleb Omar als tumben Muslim, dem seine Rückständigkeit um die Ohren gehauen wird: „Und kämt ihr zu Hunderttausenden, so hast du gar keine Ahnung, wie schnell wir mit euch aufräumen würden.“

Ein Gegenbeispiel unter den Geistesgrößen ist Johann Wolfgang von Goethe. Der Dichterkönig, nicht kirchenfromm und dogmengläubig, las im Koran und plante sogar eine „Mahomet-Tragödie“. Wohl vor allem, um zu provozieren, schrieb er in die Vorankündigung seines 1819 erschienenen „West-östlichen Divan“, er lehne „den Verdacht nicht ab, er sei selbst ein Muselman“. Besonders gründlich hat sich Goethe aber nicht mit dem Korantext beschäftigt, er reduziert ihn auf wenige Aussagen und beklagt „endlose Wiederholungen“.

Die katholische Kirche hat die Muslime im Konzil von Florenz 1442 dem „ewigen Feuer“ preisgegeben – sie brauchte mehr als ein halbes Jahrtausend, um den glaubensverwandten Monotheisten 1964 auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil „ewiges Heil“ in Aussicht zu stellen. Und erst 2001 betrat ein Papst – in Damaskus – zum ersten Mal eine Moschee.

Genützt hat es beim Christenvolk wenig. Der Prophet hat ein Imageproblem: Laut einer Emnid-Umfrage von 1997 ist er den Deutschen fast so unsympathisch wie der Jesus-Richter Pilatus. Einen Muslim als Ehepartner ihres Kindes würden 52 Prozent ablehnen oder nur unter starken Vorbehalten akzeptieren, einen Buddhisten 46, einen Juden 30 Prozent. Gegenüber keiner anderen Weltreligion haben die Deutschen so große Vorbehalte. Sie wissen denn auch verschwindend wenig über Mohammed; nicht einmal ein Prozent hat je im Koran geblättert. Aber fast alle sagen, sie wüssten gern mehr.

Forscher aus aller Welt kommen zu erstaunlichen, zu provozierenden Erkenntnissen. Semantiker sezieren die Sprache des Korans, gebeugt über das älteste bekannte Handschriftenfragment aus Sanaa im Jemen. Soziologen beschäftigen sich mit der frühen Gesellschaftsstruktur auf der Arabischen Halbinsel. Historiker setzen mit Genealogen den Stammbaum des Propheten fest.

Besonders viel verdanken wir dem Chronisten Ibn Ishaq, der im 8. Jahrhundert erst in Medina, dann in Bagdad alles Verfügbare über das Leben Mohammeds zusammentrug. Er schreibt auch, was man nicht weiß, was Legenden sein könnten, wo Versionen konkurrieren: ein Werk, verfasst noch vor der bald danach einsetzenden Heiligenstarre des Islam. Denn bald schon waren Zweifel oder Widersprüche am Propheten-Leben nicht mehr erwünscht. Je mächtiger der Glaube wurde, desto glorreicher geriet die Vita, desto weniger Raum blieb für Unklarheiten. Und meist ist in den zahllosen muslimischen Abhandlungen über Mohammed nicht mehr ausschlaggebend, wie es gewesen ist, sondern nur noch: wie es gewesen sein sollte. Musste.



Koranhandschrift  
aus dem Jahr 911  
Syrisches National-  
museum, Damaskus

„Vorläufigkeit und Revidierbarkeit dürfen gerade nicht die Merkmale einer muslimischen Schilderung seines Lebens sein. Die Worte und Taten des Propheten müssen daher aus dem Gefüge der Worte und Taten der Menschen vor ihm und nach ihm herausgetrennt sein“, schreibt der führende deutsche Mohammed-Forscher Tilman Nagel. „Im Grundsätzlichen unterscheidet sich die Sicht der Muslime auf Mohammed von derjenigen historisch Interessierter anderer Orientierung.“

Anders gesagt: Das Leben dieses Mannes lässt sich nicht im Indikativ erzählen, sondern nur als Geschichte einer

**Kaum jemand hat in so wenigen Jahren  
so viel bewegt wie der Kaufmann aus Mekka.**





Spurensuche jenseits der innerislamischen Glaubenszeugnisse. Die Hauptquellen: Ibn Ishaq, dessen Originalmanuskript leider verlorengegangen ist, aber auch noch in den überlieferten Fragmenten wichtig bleibt. Und natürlich der Koran.

Wer also war dieser Mohammed? Was ist das Geheimnis des Islam?

**U**nfruchtbar ist das Tal, zerklüftet die Bergwelt, knapp das Wasser. Aber keiner kann sagen, dass die Mekkaner im 6. Jahrhundert nicht das Beste aus diesem Platz machen.

Sie haben eine wohlhabende Stadt erbaut, mit einem Reichtumsviertel in der Ebene und dem Handwerker- und Plebejerviertel an den Berghängen, wo

auch viele Beduinen vorübergehend ihre Zelte aufgeschlagen haben. Es geht streng hierarchisch zu in der Stadt: Ein Rat der reichen Familien bestimmt die politischen Geschicke, die meisten der Aristokraten gehören dem Stamm der Kuraisch an. Sie kontrollieren das Kreditwesen, sie versorgen die zahlreichen durchreisenden Geschäftsleute und garantieren gegen Entgelt deren Sicherheit.

Mekka liegt am Knotenpunkt der Karawanenstraßen, die den südlichen Jemen mit Syrien und dem Zweistromland im Norden verbinden. Im Winter tragen oft 2000 Kamele Datteln und Weihrauch, sogar Edelsteine und Seide aus Indien und China gen Norden, zurück bringen sie Baumwollstoffe, Weizen und Öl. Und dann ist da noch das Heiligtum, das die Kuraisch kontrollie-

ren: ein würfelförmiges Bauwerk, damals schon Kaaba genannt, in dessen eine Ecke ein geheimnisvoller schwarzer Stein eingelassen ist. Unweit davon finden Pilger den Samsam-Brunnen, aus dem sie sich Wasser holen müssen.

Angebetet wird ein ganzes Bündel von Gottheiten: Hausgötzen in Form von geformten Datteln, aufgerichtete Steine, die der Pilger mit Blut und Öl bespritzt, Standbilder, bei denen der Orakelsuchende Pfeile wirft. Kamelmarkt, Kult und Kirmes gehen geschäftsfördernd ineinander über – unter dem Schutz eines drei Monate anhaltenden jährlichen Gottesfriedens, der Blutrache und Plünderung verbietet, aber Sangeswettbewerbe wie Essensgelage fördert.

Besonders Dichter und Wahrsager sind gefragt. Die Mekkaner glauben, diese seien von Dschinnen besessen, halb menschliche, halb überirdische Wesen. (In Mohammeds Offenbarung tauchen sie später häufig auf, manche hat er bekehrt, andere wurden zu „Holzscheiten“ im Höllenfeuer. Spätere Verwandte der Dschinnen sind der Geist in Aladins Wunderlampe, Meister Proper und die „Bezaubernde Jeannie“ aus der TV-Serie.)

Mekka ist zur Zeit der Geburt des Mohammed nicht gerade der spirituelle Mittelpunkt der Welt, liegt aber auch nicht im toten Winkel der Ökumene. Juden leben mitten unter den Götzenanbetern und auch einige Christen. Das Konzept von einem einzigen Gott ist den merkantilen Mekkanern also nicht unbekannt, doch besonders attraktiv finden sie es nicht: Die Fremdgläubigen gehören nicht zur Oberschicht, ihre Religionsgesetze sind nicht auf Arabisch formuliert. Sie sind geduldete Außenseiter.

Der Vater stirbt, bevor Mohammed (der „Hochgepriesene“) geboren wird, die Mutter Amina ist nicht gerade auf Rosen gebettet. Aber sie gehört zu einer Untersippe der Kuraisch und hat deshalb Anspruch auf Stammesloyalität. Laut islamischer Überlieferung soll die Geburt im „Jahr des Elefanten“ stattgefunden haben, in dem ein bedeutender Sieg über Eindringlinge gefeiert wird. Doch ähnlich wie beim Geburtsjahr Jesu ist das nur ein Trick späterer Geschichtsschreiber, um große Ereignisse in Verbindung zu bringen. Durch eine detektivische Kombination anderer Lebenstermine haben Historiker 570 (eventuell 569) als Geburtsjahr festgelegt.

Mohammed erlebt eine schwere Jugend: Er ist gerade erst sechs, als auch



seine Mutter stirbt, acht, als der geliebte Großvater von ihm geht. Der Onkel Abu Talib wird ihm zur lebenslangen Vaterfigur, begleitet ihn bis zur Selbstentäußerung loyal durch alle Tiefen – ein Anhänger der neuen Religion wird er allerdings nie.

Noch deutet nichts auf ein besonderes Leben hin. Mohammed begleitet in seiner Jugend Karawanen bis nach Syrien, dürfte dort auch mit christlichen Eiferern zusammengekommen sein. Dass ihn ein Mönch als Prophet erkannt habe, wird von Historikern in den Bereich der Legende verwiesen. Mohammed macht seinen Job als Karawanenführer so erfolgreich, dass er einer wohlhabenden Witwe auffällt. Er heiratet mit 25 Jahren diese Chadidscha, die mindestens ein Jahrzehnt älter ist. Sie schenkt ihm vier Töchter (und zwei oder drei Söhne, die aber im Kindesalter sterben).

Sie wird zu seiner zweiten großen Vertrauensperson.

Glücklich verheiratet, gutsituiert – und dann kommt mit 40 die große Krise, die ihn aus der Bahn wirft. Mohammed wird zum Aussteiger. Er lässt die Geschäfte ruhen, zieht sich in die Einsamkeit der Berge zurück, meditiert in Höhlen.

**A**b jetzt teilt sich die Geschichte seines Lebens im Auge des Betrachters, ganz nach dessen Einstellung, nach dessen Gläubigkeit: Mohammed erfährt in einer dramatischen Nacht die erste Offenbarung Gottes, wird jeder Muslim sagen. Mohammed hat geniale Einfälle, wird in einer revolutionären Bewusstseinswandlung zur religiös-politischen Führerfigur, urteilt der Ungläubige.

„Die Wahrheit“ kommt jedenfalls schmerzlich über ihn, der nach Ansicht mancher Islamforscher ein Analphabet ist. Der Erzengel Gabriel, den er vor sich sieht, packt ihn mit aller Kraft und schnürt ihm die Luft ab, als er auf dessen Worte nicht reagiert: „Trage vor im Namen Deines Herrn!“ Noch einmal würgt der Erzengel ihn und fordert: „Trag vor!“

Endlich glaubt Mohammed begriffen zu haben – er solle die ihm vorgebeteten Worte rezitieren und sich für alle Zeiten merken: die Lehre von Gott, der ihn als seinen Gesandten dazu bestimmt habe, die Mitmenschen von ihrem heidnischen, egoistischen und unbarmherzigen Leben abzubringen. Damit ihnen nicht am Tage des Jüngsten Gerichts „eine auseinanderklaffende Erde, lodernde Feuer“ und weitere Höllenqualen drohten.





Seiner Sendung ist sich Mohammed anfangs keinesfalls sicher. Er weint sich bei seiner Frau aus, spielt mit Gedanken an Selbstmord („mich von einem Berg herabzustürzen“). Die Offenbarungen reißen ab, kommen dann wieder. Der gequälte Prophet, schweißgebadet, nur von seiner unmittelbaren Umgebung ermuntert, gibt die Bestellungen schließlich weiter – und erntet bei den Mekkanern meist Spott und wütende Ablehnung.

Als mittelgroßen Mann mit einem buschigen Bart, der stets freundlich war und niemals aufbrausend oder nachtragend, mit einer Schwäche für Parfum und schöne Frauen – so beschreiben ihn später phantasievolle Geschichtenerzähler.

Erwiesen sind solche Details nicht. Eine charismatische Persönlichkeit muss er jedenfalls gewesen sein, selbst seine Gegner sprechen ihm die besondere Ausstrahlung nicht ab.

Das macht Mohammeds Botschaft in ihren Augen nicht besser: Mekkas Elite fühlt sich bedroht. Soll sie eines neuen Propheten wegen auf die Einkünfte an der Kaaba-Pilgerstätte verzichten? Und warum denn teilen mit den Armen – für eine Belohnung in einem zweifelhaften Jenseits, wo die Knochen doch „ohnehin morsch“ sind, wie sie sagen? Da nennen sie ihn lieber einen „Besessenen“ und seine Lehre ein „wirres Bündel von Träumen“.

Mohammed nimmt nie für sich in Anspruch, Gottes Sohn zu sein. Der Islam verurteilt eine solche „Beigesellung“ gegenüber dem Höchsten ausdrücklich. Als einige Mekkaner ihn auffordern, sein Prophetentum doch mit einem Wunder zu untermauern, muss er passen: Er kann nicht über Wasser gehen, Lahme laufen lassen, Brot vermehren. Und er gibt zu, dass er nicht der erste Prophet gewesen ist. Mohammed sieht sich in einer Reihe mit Stammvater Ibrahim (Abraham), Mussa (Mose) und Issa (Jesus) – als „Siegel der Propheten“.

Einige Anhänger, viele aus der Unterschicht, suchen wegen der zunehmend feindlichen Haltung der Stadtväter Zu-

Anfangs weint Mohammed sich **bei seiner Frau** aus, er spielt mit Gedanken an Selbstmord.



601 Meter ragt das „Mecca Royal Clock Tower Hotel“ in den Himmel über der Stadt Mohammeds, die Kaaba wirkt daneben klein. Das höchste Hotel der Welt soll im Frühjahr 2011 fertiggestellt sein.

Computersimulation



flucht in Abessinien, wo der christliche König sie gnädig aufnimmt und Parallelen zur Bibel erkennt: „Wahrlich, dieses und die Offenbarung an Mose kommt aus einer Nische.“ Den Gottesgesandten trifft ein weiterer schwerer Schicksalsschlag: Sein Ersatzvater Abu Talib und seine geliebte Chadidscha sterben, beide im Jahr 619.

Mohammed ist 52, als er seiner Stadt den Rücken kehrt: ein Prophet, der in seiner Heimat nichts zählt. Ein Gescheiterter, der zwei Drittel seines Lebens hinter sich hat und nicht viel mehr als einige Dutzend um sich scharen kann, die an ihn glauben. Dass er in dieser Situation nicht an seiner Botschaft verzweifelt und aufgibt, grenzt für den Ungläubigen an ein Wunder.

**M**it der „Auswanderung“ („Hidschra“) des Verfeimten am 16. Juli 622 fängt die islamische Zeitrechnung an. Es ist ein Markstein der Weltgeschichte, denn jetzt beginnt Mohammeds kometenhafter Aufstieg. In nur einer Dekade ruft er eine mächtige Gemeinschaft ins Leben, etabliert den Islam, legt die Grundlagen für ein Weltreich.

Er zieht mit seinen Anhängern ins 300 Kilometer nördlich gelegene Jathrib, das später zu seinen Ehren Medinat al-Nabi genannt wird, „die Stadt des Propheten“. In der Oase herrscht Streit, zwei arabische Stämme bekriegen sich, etwa die Hälfte der Bevölkerung sind Juden. Die Medinenser suchen einen von außen, der Ideen hat, der sie mit irgendeiner Botschaft zusammenschweißt. Sie sind im Gegensatz zu den Mekkanern, die nach eigenen Worten „nur den Spuren ihrer Väter folgen“ wollen, aufnahmefähig.

Dem Neuen gewährt man Schutz vor Feinden, auch mit den Mitteln der Blutrache. Dafür erwartet man von ihm Vermittlung: Mohammed wird zum Schlichter unter den Zerstrittenen, zum Stifter einer neuen Stammessolidarität. Er entwirft den Vertrag für „eine einzige Gemeinschaft, unterschieden von allen anderen“. Das Merkmal, das sie vereint und von der Umwelt abhebt, wird der Glaube an einen einzigen Gott. Moham-

med hält seine neue monotheistische Religion zunächst offen für andere, besonders für die Jathriber Juden.

Der Prophet empfängt weiter seine Offenbarungen. Doch mit seiner Funktion in der neuen Stadt verändert sich auch der Schwerpunkt der Eingebungen: Handelte es sich in Mekka zumeist um eschatologische Themen vom Jüngsten Gericht, so richten sich die Medina-Botschaften vor allem auf das diesseitige Leben. Mohammed predigt von der sozialen Verpflichtung des Eigentums, dem pfleglichen Umgang mit Frauen, von Wucherzins, Glücksspiel und Alkohol.

Wer bei einer Erbschaft zwei Drittel, wer nur ein Achtel bekommen soll, wird vom Propheten festgelegt. Wie genau Waren gewogen werden sollen („Gebt volles Maß“). Was einem Dieb gebührt („Haut ihm die Hand ab“). Die Lehre mit ihren präzisen Alltagsvorschriften durchdringt alle Bereiche des menschlichen Daseins. Bis hin zum Zähneputzen, zum Händewaschen nach dem Sex. Allah: ein Gott auch der kleinen Dinge.

Der Islam ist mehr als andere Religionen – er ist „der Entwurf einer Gesellschaftsordnung“, so urteilte der große britische Sozialphilosoph Ernest Gellner. Der Islam unterscheidet sich auch wesentlich vom Christentum, mit dessen Lehren wie mit denen des Judentums Mohammed in Medina konfrontiert wurde. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, sagt im Johannes-Evangelium der angeklagte Jesus zu Pilatus. Im Islam fehlte diese Trennung zwischen Religion und weltlicher Macht von Anfang an: Der Medina-Stadtstaat ist Mohammeds Gottes-Entwurf auf Erden, sein Reich ist von dieser Welt.

Gerade weil Mohammed einerseits so visionär und bis in unsere Tage revolutionär erscheint, enttäuscht es viele, dass er in anderer Beziehung ein Kind seiner Zeit und seiner Stammeskultur geblieben ist. Er hat die Stellung der Ärmsten in der Gesellschaft verbessert. Aber er dachte gar nicht daran, etwa die Sklaverei abzuschaffen.

Auch Mohammeds Einstellung zum anderen Geschlecht zeigt ihn als progressiven Denker, zugleich jedoch als Vertreter einer patriarchalischen Gesellschaft: Er hat über Ungleichheiten nachgedacht, sich aber zu ihrer Überwin-

dung nicht ganz durchringen können. Männer stünden „eine Stufe höher“, sagt der Koran; andererseits dürften „Frauen dasselbe beanspruchen“. Falls sie sich freilich zu unmoralischen Handlungen hinreißen ließen, predigt der Prophet den Männern, „so hat Gott erlaubt, euch von ihnen zu trennen und sie zu schlagen, aber nicht heftig“.

Der Schleier sollte die Damenwelt ursprünglich schützen, nicht degradieren: „Auf diese Weise ist es am ehesten gewährleistet, dass sie erkannt und nicht belästigt werden“ (Sure 33, Vers 59). Die Stammesschärmützen haben zu Lebzeiten Mohammeds viele Mekkanerinnen zu Witwen gemacht, manche Sklavinnen wurden zum Verkauf ihres Körpers gezwungen. Der Prophet verurteilt die Prostitution. Mit der Erlaubnis, mehrere Frauen zu heiraten – aber nicht mehr als vier –, betont der Koran die Verpflichtung der Männer, die Unversorgten in eine Familie einzubinden.

Besonders verstörend ist Mohammeds ambivalente Einstellung zur Gewalt.

Als er seine Position in Medina konsolidiert hat, greift er zum damaligen Brauch der Raubzüge. Einmal überfällt er sogar im heiligen Monat eine mekkanische Karawane und bricht damit den Landfrieden. Gerechtfertigt wird dieses Vorgehen in einer göttlichen Offenbarung, Koransure 2, Vers 217: „Kampf in dieser Zeit wiegt schwer, aber jemanden abzuhalten vom Weg Gottes ... das wiegt schwerer.“

Bei der Schlacht von Badr im Jahr 624 schlagen die zahlenmäßig weit unterlegenen Muslime die Mekkaner in die Flucht, den Sieg werten sie als besonderen Gnadenerweis des Himmels. Drei Jahre darauf sammeln sich die Krieger aus Mohammeds Heimatstadt zur Revanche vor den Toren Medinas. Sie scheitern an einer sehr weltlichen List des Propheten: Breite Gräben hat er um die Oasenstadt ausheben lassen, die Pferde der feindlichen Armee können sie nicht überwinden.

Bevor Mohammed sich anschickt, seinen Geburtsort zu erobern, muss er sich mit einem Problem beschäftigen, das er überwunden glaubte: den Juden von Medina. Er hat ihnen Respekt entgegengebracht und vorausgesetzt, sie würden im

Als er seine **Position in Medina** konsolidiert hat, greift er zum damaligen Brauch der Raubzüge.





Nabawi-Moschee in Medina: Hier liegt Mohammed begraben.

Islam eine Fortentwicklung ihrer eigenen Religion erkennen. Doch die Juden sehen Mohammed nicht als Propheten. „Sie frevelten und zerschnitten den Bund, der zwischen ihnen und dem Gesandten Gottes bestand.“

Da lässt Mohammed die Seinen enttäuscht nicht mehr in Richtung Jerusalem beten, sondern gen Mekka. Und beansprucht den Stammvater Abraham ganz für sich, indem er ihn zum Ur-Muslim erklärt. Mohammed behauptet, Abraham habe einst den schwarzen Stein in die Kaaba von Mekka gebracht und dort gebetet. Damit erhebt er den Islam nicht nur zur Vollendung, sondern zum Ursprung aller monotheistischen Religionen. „Die genialste aller religiösen Schöpfungen“ nannte das im 19. Jahrhundert der niederländische Islamwissenschaftler Christiaan Snouck Hurgronje.

Angeblich entkommt Mohammed nur knapp einem jüdischen Mordanschlag. Er rächt sich mit blutiger Vertreibung. Doch auch später werden die Juden – wie

die Christen – als „Schriftbesitzer“ Privilegien genießen. Sie können, anders als Polytheisten, gegen eine Kopfsteuer („Dschisja“) als Schutzbefohlene in islamisch beherrschten Gesellschaften leben.

Und dann fällt dem Propheten seine Heimatstadt praktisch kampflos zu. Mekka ist eine Stadt im Umbruch. Viele haben sie verlassen, um sich den mächtigen Muslimen anzuschließen. Die Gemeinschaft von Stamm und Sippe zerbröckelt, die traditionelle Wertordnung zeigt Auflösungserscheinungen. Zu dekadent sind die Reichen, zu bettelarm die Unterprivilegierten geworden. Der Islam stößt in dieses politische und spirituelle Vakuum.

Der Unruhestifter von einst kehrt im Triumph als Sinnstifter nach Mekka zurück.

Als Erstes reißt er die Götzenfiguren aus der Kaaba, funktioniert sie um zum Heiligtum des Einen Gottes. Er übt Milde, verschont weitgehend seine früheren Feinde, predigt

Versöhnung statt Rache. Bei der Verbreitung seiner Lehre bevorzugt er die Diplomatie, wozu bekanntlich auch die Eheschließung zählt: Einige seiner insgesamt 13 Frauen, darunter viele Witwen, heiratet der Prophet, um einen weiteren Stamm an sich zu binden.

Der Harem ist ihm ebenso Last wie Lust. Mohammed zweifelt am Sex, stöhnt über die Intrigen um seine Lieblingsfrau Aischa – ein Mann, kein Übermensch.

Er ist jetzt der unbestritten mächtigste Mann Arabiens. Er hat praktisch alle Stämme der Halbinsel geeint, Bündnisse bis nach Irak und Syrien geschlossen. Sein Lebenswerk ist vollendet. Mohammed stirbt am 8. Juni 632, neun Witwen stehen an seinem Grab in Medina. Einen Nachfolger hat er nicht aufgebaut, sondern darauf vertraut, dass die Botschaft überlebt. Und doch sieht Mohammed in seinen letzten Stunden illusionslos in die Zukunft. Er fürchtet Spaltungen unter seinen Anhängern: „Die Juden sind in 71 Richtungen gegangen, die Christen in 72, ihr werdet in 73 Richtungen gehen.“

Gottes Wort wurde von den nachfolgenden Kalifen schnell weit in die Welt hinaus verbreitet. Aber genauso schnell waren Mohammeds Erben untereinander zerstritten – wie vom Propheten prophezeit.



Angeblicher Fußabdruck Mohammeds, die Reliquie befindet sich im Topkapi-Museum in Istanbul.